

Eine Geschichte der Diskriminierung und Selbstermächtigung - von Jona Lomott, 53 Jahre, Ehrenamtliche

Seit fast fünf Jahren arbeite ich ehrenamtlich bei „Queer und Glauben“ mit, einer Gruppe queerer Christ*innen aus Halle. Aber egal ob es sich um diese Gruppe oder Gruppen wie „Homosexualität und Kirche“, „Zwischenraum e.V.“ oder die Initiative „Out in Church“ handelt; was wir alle gemeinsam haben, ist eine Geschichte der Diskriminierung und Selbstermächtigung.

Als queere Christ*innen haben wir vielfältige Formen von Diskriminierung in unseren Kirchengemeinden erlebt - angefangen von wohlgemeinten Zurechtweisungen bezüglich der Sündhaftigkeit unserer Sexualität, über abwertende Bemerkungen bis hin zum Ausschluss von Sakramenten. In einigen Fällen kam es sogar zu körperlichen Übergriffen durch Schläge, Dämonenaustreibungen oder der Durchführung einer Konversionstherapie (eine „Therapie“, die darauf gerichtet ist, die sexuelle Orientierung oder die selbstempfundene geschlechtliche Identität einer Person gezielt zu verändern oder zu unterdrücken. Seit 2020 ist in Deutschland diese „Therapie“ zumindest bei Jugendlichen verboten.) Die Verletzungen und Ausgrenzungen führten zu tiefen psychischen Wunden, zu Selbstzweifeln und einem permanenten Anpassungsdruck. Einige queere Christ*innen lebten versteckt ihre Sexualität aus, immer in der Angst aufzufliegen und mit den ständigen inneren Kämpfen, dass die eigenen Gefühle sündhaft sind. Viele hielten den Druck und die Selbstzweifel nicht aus und verließen die Kirche.

Auch ich verließ meine Gemeinde, denn was sollte ich auch in einer Kirche, die mir von einem Gott erzählte, der mich so wie ich bin verurteilt und ablehnt. Aber den eigenen Glauben kann man nicht ablegen - ebenso wenig wie die eigene sexuelle Identität. Also kamen viele wieder.

Wir kamen nicht als „geläuterte verlorene Töchter und Söhne“ zurück, sondern mit dem Bewusstsein, dass wir so, wie wir sind, von Gott geschaffen, gewollt und geliebt sind. Damit begann unsere Geschichte der Selbstermächtigung. Es waren nicht die Kirchen, die uns die Türen öffneten. Es waren nicht die theologischen Fakultäten, die die homophoben Stellen in der Bibel kritisch hinterfragten. Wir queeren Christ*innen haben einfach angefangen, die Bibel queer zu lesen, wir haben uns als queere Christ*innen in den Kirchen getroffen und queere Gottesdienste organisiert. Durch die gesellschaftliche Entwicklung und die

Einführung der Ehe für alle erkannten die Kirchen, dass Homosexualität (zumindest in der offizieller Lesart) keine Sünde ist. Also klebte man mancherorts eine Regenbogen-Flagge an die Kirchentür und glaubte, damit die Diskriminierung beendet zu haben. Aber im Gemeindeblatt und auf Plakaten wird weiter für Familien-Freizeiten mit Bildern von MutterVater-Kind geworben, im Gottesdienst wird die Gemeinde weiter mit „liebe Brüder und Schwestern“ angesprochen, und in der Predigt wird darüber geredet, dass Gott die Menschen als Mann und Frau schuf. Und hier ist das Problem: Viele Kirchengemeinen haben sich zwar von der Homophobie verabschiedet, wollen aber weiterhin ihr Evangelium erzählen: ihr Evangelium ist heteronormativ, mit einem Mutter-Vater-Kind-Familienbild und einem Gott, der „Herr Vater“ ist, also versehen mit männlichen Eigenschaften und Pronomen. Aber wird das der Bibel gerecht?

Schauen wir in die Bibel: Da schenkt ein Vater seinem Sohn ein Kleidungsstück, aber nicht irgendeins, sondern ein Prinzessinnenkleid, und der Junge liebt das Prinzessinnenkleid so sehr, dass er es nicht mehr auszieht, bis seine Brüder es ihm gewaltvoll entreißen. Joseph, der Junge im Mädchenkleid, und seine Brüder. Die Geschichte kennt jeder, aber nicht so. Es gibt die Geschichte der besonderen Liebe zwischen David und Jonathan. Und es gibt den ägyptischen Eunuchen, der der erste ist, der nach Jesu Auferstehung getauft wird; also ein Mensch, der Ausländer ist und einer sexuellen Minderheit angehört. Und er wird problemlos getauft. Wir alle kennen, was Rut zu Naomi sagt. Sinngemäß: „Schick mich nicht fort. Wo du bist, da möchte ich auch sein, und wo du stirbst, da möchte ich auch sterben.“ Ein beliebter Spruch für Eheschließungen; aber dabei wird vergessen, dass das eine Frau zu einer anderen Frau sagt (zu queeren Personen in der Bibel, siehe: Kerstin Söderblom „Queer theologische Notizen“ auf evangelisch.de). Wenn diese Geschichten in der Bibel stehen, warum werden sie nicht so gepredigt? Ich weiß es nicht. Aber ich vermute, dass man nicht sieht, was man nicht sehen will. Damit spricht man jedoch dem anderen seine Existenz ab: Wer nicht gesehen wird, der existiert nicht. Auch das ist eine Form der Diskriminierung.

Die Jahreslosung 2023 war: „Du bist ein Gott, der mich sieht“ (Gen 16,13). Und Gott hat queere Menschen schon immer gesehen und deshalb kommen queere Menschen in der Bibel vor. Die Bibel queer zu lesen ist die Aufforderung, die eigenen Vorurteile zur Seite zu legen und hinzuschauen, was in der Bibel steht. Und was da steht, ist weder gefährlich noch beängstigend. Es zeigt die Vielfalt des Lebens und die Vielfalt Gottes Schöpfung.

Diese Vielfalt können wir queere Christ*innen, zumindest in vielen Gemeinden der EKM, ausleben. Aber in Gesprächen mit Gemeindemitgliedern merke ich, dass es immer noch Vorbehalte und Unsicherheiten gibt - und leider auch Abwertung und Diskriminierung. Es braucht daher Sichtbarkeit queeren Lebens in der EKM, es braucht Hilfestellung und Seelsorge, Aufklärung und Information. Darum gibt es die Gruppe „Queer in der EKM“. Und daher mache ich hier mit. Wenn auch du dich einbringen und etwas in der EKM bewirken möchtest, dann melde dich. Wir von „Queer in der EKM“ freuen uns auf dich.